

»Tötet sie«

Der Krieg in Tigray wird immer brutaler, Regierungstruppen und ihre Verbündeten setzen gezielt auf Vertreibung, Hunger und Vergewaltigung. Eine Reise in eine traumatisierte Region.

Fritz Schaap, Der Spiegel, 26.06.2021

In einem Klassenraum mit schmutzigen Wänden im Hochland Tigrays lehnt eine Frau an einer Tafel. Sie weint. Unter ihrem Wickelrock trägt sie einen Unterrock, auf dem ein roter Fleck langsam größer wird. Er ist heller an den Rändern, dunkel im Zentrum. Blut läuft ihre Beine hinab. Der weiße Stoff saugt es auf. Sie starrt an die Wand, die rechte Hand gegen die Tafel gepresst. In der linken Hand knetet sie den Strampler ihrer sechs Monate alten Tochter.

Dann dreht sie sich um und lehnt sich gegen die Wand. Ihr Blick ist trüb. Jede Bewegung schmerzt. Mezas Unterleib ist entzündet, seit eritreische Soldaten über sie herfielen und sie vergewaltigten. »Immer wieder haben sie es getan«, sagt sie mit brüchiger Stimme. Ihre Schilderungen lassen sich schwer überprüfen, aber sie decken sich mit den Erzählungen etlicher anderer Frauen.

Draußen vor dem Fenster drängen sich hungrige Menschen, Schritte knirschen auf dem Boden. Tausende Flüchtlinge hausen in einer ehemaligen Schule in der Stadt Shire, weit im Norden Äthiopiens, in der Region Tigray. An den Mauern eines Rohbaus hängt Wäsche zum Trocknen. In einem Zelt liegt ein alter, abgemagerter Mann im Sterben. »Ich kann hier nicht bleiben, ich brauche Hilfe«, fleht Meaza.

Seit Anfang November herrscht Krieg in Tigray, nachdem Äthiopiens Ministerpräsident Abiy Ahmed eine Militäroffensive gegen die Regionalregierung unter Führung der Volksbefreiungsfront von Tigray (TPLF) anordnete. Monatelang riegelte die äthiopische Regierung die Region ab, auch Hilfsorganisationen bekamen kaum Zugang. Noch immer erreichen sie viele Menschen nicht, die Hilfe brauchen. Tigray ist eine von zehn Regionen Äthiopiens, etwas größer als Niedersachsen, mit ungefähr sieben Millionen Einwohnern, von denen die große Mehrheit zur ethnischen Gruppe der Tigray zählt. Inzwischen sind die Kämpfe dort zu einem brutalen Konflikt eskaliert, in

den auch die Nachbarstaaten Eritrea und **Sudan** involviert sind, mit Tausenden Toten, traumatisierten Frauen, hungernden Kindern und rund 1,7 Millionen Vertriebenen.

350 000 Tigrayer litten bereits unter katastrophaler Nahrungsmittelknappheit, warnt die Uno. Mark Lowcock, der Uno-Nothilfekoordinator, spricht von einer Hungersnot, die »noch viel schlimmer werden« würde. Es ist ein Krieg, in dem Vergewaltigungen und Hunger großflächig als Waffen gegen die Zivilbevölkerung eingesetzt werden.

Die Wurzeln des Konflikts reichen zurück ins Jahr 2018, als der damals 41-jährige Abiy Ahmed Premierminister wurde. Abiy kündigte Reformen an, ließ politische Gefangene frei und schloss innerhalb weniger Monate ein Friedensabkommen mit dem Erzfeind Eritrea. Er galt als Hoffnungsträger. Im Jahr 2019 erhielt er den Friedensnobelpreis.

Sein Aufstieg markierte zugleich das Ende einer knapp 30-jährigen Herrschaft der Tigrayer über Äthiopien. Jahrelang hatten sie eine Regierungskoalition in Addis Abeba angeführt, zentrale Posten mit Verbündeten besetzt und das Land mit eiserner Hand regiert.

Abiy formte eine neue Einheitspartei, ohne Beteiligung der TPLF. Zugleich wurde aus Regierungskreisen Stimmung gegen die Tigrayer gemacht: »Tageslicht-Hyänen« seien sie, die Region im Norden sei ein »Krebsgeschwür«. Medien befeuerten die Hasskampagne. Tigrayer wurden aus der Armee und dem Regierungsdienst entfernt und auch im Alltag zunehmend diskriminiert.

Für den Sommer 2020 versprach Abiy Parlamentswahlen, setzte sie aber wegen der Pandemie aus. Im September beschloss die Volksbefreiungsfront von Tigray dennoch, Regionalwahlen abzuhalten. Abiy strich der Region daraufhin die Finanzmittel. Im November brach der Konflikt zwischen den Tigrayern im Norden und der Zentralregierung in Addis Abeba offen aus. Laut einem neuen Bericht der African Commission on Human and Peoples' Rights waren es Abiys Truppen, die den Krieg in den frühen Morgenstunden des 4. November begannen.

Die verschobenen landesweiten Wahlen fanden am vergangenen Montag statt. Die Ergebnisse sind zwar noch nicht bekannt, es gilt allerdings als sicher, dass der amtierende Ministerpräsident gewinnen wird – auch weil viele Oppositionskandidaten die Wahl boykottierten oder im Gefängnis sitzen.

Ein Team des SPIEGEL konnte Ende Mai von der Regionalhauptstadt Mekelle nach Shire im Zentrum von Tigray reisen. Ausgebrannte Panzer, Militärlastwagen und Busse säumen die Straßen. In den Städten und Dörfern erzählen die Überlebenden von Plünderungen und Hinrichtungen. Wenn sie

aufbegehrten, sagen sie, würden auch sie umgebracht.

Kleine Wolken Weihrauch wehen in den Raum in Shire, in dem Meaza unter Schmerzen an der Wand lehnt. Sie weint noch immer. Meaza ist nicht ihr richtiger Name, zu ihrem Schutz hat sie um ein Pseudonym gebeten. Sie stammt aus Mai-Kadra im Westen Tigrays, wo sie einen Laden betrieb und Kaffee und Zucker verkaufte. Die Einnahmen reichten für sie, ihren Mann und ihre drei Kinder.

Dann begann der Krieg. Milizen aus dem benachbarten Bundesstaat Amhara fielen im vergangenen November über den Ort her, nachdem wiederum tigrayische Kämpfer amharische Bewohner angegriffen hatten. Meaza floh in Richtung Osten, bis fünf eritreische Soldaten sie aufgriffen. Die Männer hätten sie in einen Wald gezerzt, erzählt Meaza, und ihr die Kleider vom Leib gerissen. Sie vergewaltigten sie, einer nach dem anderen, immer wieder, einen Tag lang. Auf dem harten Boden zwischen den Bäumen. Dann, so Meaza, habe einer von ihnen gesagt: »Es ist nicht genug, euch Tigrayer zu vergewaltigen.« Sie erzählt, dass sie ihr eine erhitzte Eisenstange einführten. »Ihr sollt nie wieder Kinder kriegen«, riefen sie. Seitdem kann Meaza weder sitzen noch liegen. Wenn sie ruht, kauert sie auf allen vieren, auf den Knien und Ellenbogen. Sie schläft fast gar nicht.

Geschichten wie die von Meaza hört man oft in Tigray.

Eine Reise in die von Krieg und Leid zerfurchte Region ist eine Reise ins Herz der Angst. Entlang der Hauptstraßen, in den größeren Orten, wo das Leben auf den ersten Blick normal scheint, erzählen die Menschen fast überall dasselbe. Sie sprechen von Hinrichtungen, Massakern, Massenvergewaltigungen und von Verhaftungen. Sie berichten, wie eritreische Truppen ganze Städte und Dörfer plündern.

Denn die äthiopische Armee ist nicht allein in ihrem Feldzug im Norden. Da sie die Kampfeslast in Tigray nicht allein tragen kann, verbündete sich Abiy Ahmed mit dem eritreischen Diktator Isaias Afwerki, dem einstigen Erzfeind. Nun terrorisieren nicht nur äthiopische Soldaten die Region, sondern vor allem auch Eritreas Truppen. Ein desertierter eritreischer Soldat berichtete kürzlich dem Äthiopienexperten Alex de Waal, ihm und seinen Kameraden sei befohlen worden, Tigray zu »zerschlagen«. Die eritreischen Truppen, sagt er, seien ermutigt worden zu stehlen, zu brandschatzen, zu vergewaltigen und zu töten.

An den großen Straßen in Tigray reihen sich geplünderte Fabriken und kleine Betriebe aneinander. Die Gebäude sind teils zerstört, die Maschinen abtransportiert nach Eritrea. Als Kriegsbeute. Menschen weinen an den

Gräbern ihrer Kinder, die beim Abtransport des Diebesguts helfen mussten und hingerichtet wurden.

Die Krankenhäuser sind zum Großteil ebenfalls geplündert und zerstört. Bereits im März warnte die Hilfsorganisation Ärzte ohne Grenzen, dass nur 13 Prozent aller Gesundheitseinrichtungen in der Region normal funktionierten.

Eritreische Truppen plündern nicht nur Fabriken, Krankenhäuser, Schulen und Universitäten, sie blockieren nicht nur Hilfslieferungen oder stehlen sie gleich komplett. Sie verbrennen auch Lebensmittel, stehlen oder töten das Vieh. Selbst die Pflüge auf den Feldern nehmen sie mit, sodass Bauern ihre Felder nicht mehr bestellen können. Oder sie verbieten Landwirten die Arbeit, unter Androhung von Strafen.

Die Hungersnot, die hier entsteht, ist gewollt. »Äthiopische Soldaten benutzen Hunger als Kriegswaffe«, warnt der Uno-Nothilfekoordinator Lowcock. Die Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen schätzt, dass rund 90 Prozent der gesamten Getreideernte zerstört oder gestohlen wurde.

Auf der Reise durch Tigray wird klar, dass der Nobelpreisträger Abiy Ahmed hier einen Krieg führt, den er auf lange Sicht nicht gewinnen kann. Frieden, sagen die Menschen in Tigray, werde es nur geben, wenn die Bewohner ihr Schicksal selbst bestimmen können. Und für immer mehr von ihnen bedeutet das: weg von Äthiopien. Eine wachsende Mehrheit der Menschen in Tigray will offenbar, dass die Region sich vom Rest des Landes abspaltet und unabhängig wird.

In Shire, in der alten Schule, tritt eine zweite Frau in den Klassenraum. Sie soll Rozina heißen. Auch sie stammt aus dem Westen von Tigray, wo Verbände der Amhara viele Tausend Tigrayer aus ihren Dörfern und Städten vertrieben haben. Die Amhara, die an der Seite der äthiopischen Armee kämpfen, beanspruchen den Westen Tigrays für sich. Sie nutzen den Krieg, um ihre Ansprüche auf brutale Weise durchzusetzen, Beobachter sprechen von großflächigen »ethnischen Säuberungen«. Die Geschichte von Rozina gleicht jenen anderer Vertriebener in der Region.

Als sie im November versuchte zu fliehen, wurde sie mit Tausenden weiteren Tigrayern in einer alten Lagerhalle interniert. Immer wieder wurden, so erzählt sie, junge Männer von amharischen Milizionären abgeholt und hingerichtet.

Rozina ist eine dünne Frau, 28 Jahre alt. Sie zupft an dem weißen Tuch, das ihr Gesicht umhüllt. Streicht über den blauen Rock. Sie konnte damals entkommen

und versuchte, mit einer Gruppe in den **Sudan** zu fliehen. »Doch ich hatte keine Schuhe, ich konnte nicht Schritt halten auf dem steinigen Boden«, sagt sie mit schneller Stimme.

Zusammen mit einer anderen Frau verirrte sie sich. Traf auf eine Gruppe amharischer Männer mit Macheten. Sie verdächtigten die Frauen, Spioninnen zu sein, und nahmen sie gefangen, erzählt Rozina. »Einige sagten: ›Tötet sie.« Andere sagten: ›Sie wissen etwas, lasst uns sie verhören.« Rozina hält kurz inne, schaut hinaus. Tränen sammeln sich in ihren Augen.

Vor dem Fenster schreit ein Esel. Aus den Wasserhähnen, vor denen Kinder anstehen, kommen dünne Rinnsale. Alle Bewohner des Camps in Shire klagen über Hunger. Sie essen die Brotkrumen, die ihnen die Bewohner der Stadt spenden. Sie bewahren sie auf, in kleinen Plastiktüten. Manchmal sind sie verschimmelt. Sie klagen über wahllose Festnahmen junger Männer. Sie schlafen oft auf dem rohen Betonboden. Oder draußen im Staub.

»Sie brachten uns auf eine Polizeiwache«, sagt Rozina. »Folterten uns mit Stromschlägen, schlugen uns mit Kabeln.« Die Männer zwangen sie, sich nackt auszuziehen, steckten ihnen ihre Hände in die Vagina. Angeblich um nach Papieren zu suchen.

Dann brachten sie die beiden Frauen zusammen mit anderen Gefangenen auf einem Lkw in Richtung Osten. Bis zu 150 000 Tigrayer wurden zu dieser Zeit systematisch vertrieben, schätzen unabhängige Beobachter im Land.

»Sie wollten uns hinrichten«, sagt Rozina. Als sie auf Mitarbeiter des äthiopischen Roten Kreuzes stießen, ließen die Milizionäre sie zurück.

Sie erzählt, dass sie lief, bis sie in ein kleines Dorf kam. Dort fanden sie die Eritreer. »Sie sahen mich. Und vergewaltigten mich.« Danach versteckten die Frauen des Dorfes sie in einem Haus. Sie hörte, wie die Eritreer zurückkamen. Sie fragten: »Wo ist das Mädchen?« Dann nahmen sie die Schafe der Dorfbewohner mit. Und plünderten kurz darauf das ganze Dorf. »Sie nahmen alles: Tiere, Getreide, Möbel.«

Als sie nach zwei Wochen ihr Versteck verließ, so schildert sie es, wurde sie wieder von den Soldaten vergewaltigt. »Sie sagten: ›Wir sollten Tigray in eine Wüste verwandeln und so viele von euch töten, wie wir können.«

Früher, vor dem Krieg, hat Rozina ein kleines Restaurant betrieben. Sie wollte auf die Berufsschule und Buchhaltung studieren, um ihrer Tochter ein besseres Leben zu ermöglichen. Das war ihr Traum. Jetzt sagt sie: »Ich weiß nicht, was die Zukunft bringen wird. Ich habe zu viele Tote und zu viel Zerstörung gesehen. Die Eritreer und Amhara stehlen alles. In der Zukunft sehe ich nur Hunger und Tod.«

Tatsächlich ist ein Ende der Kämpfe in Tigray nicht in Sicht. Am vorigen Freitag begann eine Offensive tigrayischer Truppen, die Abiys Armee aus mehreren Gebieten zurückdrängen konnten. Die Tigray Defense Forces nähern sich Berichten zufolge der Regionalhauptstadt Mekelle von drei Seiten. Zuletzt bereiteten auch die äthiopische Armee und ihre Verbündeten eine Großoffensive vor. Dem belgischen Thinktank Europe External Programme with Africa (EEPA) liegen Hinweise auf eine Überführung chemischer Kampfstoffe von Addis Abeba nach Mekelle vor. Überprüfen lassen sich die Quellen nicht.

Ein angekündigter Abzug der Eritreer wurde nicht umgesetzt und wird nach Expertenmeinung in näherer Zukunft auch nicht stattfinden. Denn ohne ihre Hilfe wird sich Abiy in der Region nicht halten können.

Für den eritreischen Diktator Isaias geht es in Tigray vor allem um Rache. Die Tigrayer herrschten in Äthiopien, als das Land zwischen 1998 und 2000 einen blutigen Grenzkrieg gegen Eritrea führte, der schätzungsweise 70 000 Menschen das Leben kostete. Daher rührt die tiefe Feindschaft, die Isaias gegen die Tigrayer hegt. Und über Jahre versuchte er, seinem Volk einzuimpfen, dass Leid und Armut von den Nachbarn im Süden verschuldet seien. Dies könnte auch das brutale Vorgehen der eritreischen Streitkräfte in Tigray erklären.

Bereits im April wies Mark Lowcock darauf hin, dass sexualisierte Gewalt in Tigray als Waffe eingesetzt werde. Doch seine Warnung blieb folgenlos.

Lange Zeit gab es nur in der Regionalhauptstadt Mekelle eine Einrichtung, die Vergewaltigungsoptionen half. Mittlerweile sind es immerhin eine Handvoll in der Region. In sogenannten One-Stop-Centern werden die Frauen medizinisch und psychologisch betreut, in Safe Houses können sie sich verstecken.

Seit Beginn des Krieges sieht die Krankenschwester Mulu Mesfin in Mekelle, wie die Zahl der Opfer wächst. Und jeden Tag verliert Schwester Mulu weiter an Gewicht. Sie schlafe fast nicht mehr, sagt sie. Sie esse nur noch selten. Das Leiden der Frauen Tigrays, es zerfrisst sie. »Ich kümmere mich nicht mehr um meine Kinder, ich kümmere mich nicht mehr um mich. Alle hier magern ab. Aber wir müssen helfen«, sagt sie. Und weint. Allein in ihr Zentrum kommen zurzeit täglich 10 bis 15 Frauen. »Es werden immer mehr«, sagt sie.

Mulu kennt Hunderte Geschichten wie die von Meaza oder Rozina. Mehr als 500 Frauen haben sie in ihrem Center registriert. Über 1500 waren es bisher in allen Zentren zusammen. Aber die wahre Zahl, so schätzt Mulu, liege mit Sicherheit 20-mal höher. Die niederländische Expertin Mirjam van Reisen von

der Universität Leiden, die sich seit Jahren mit der Region befasst, hält das für glaubhaft. In einem im April veröffentlichten Uno-Report wurde die Zahl der Überlebenden sexueller Gewalt auf 22 500 geschätzt.

»Oft kommen Frauen zu uns, die von 20 oder 30 anderen Fällen in ihren Dörfern berichten. Frauen, die es nie zu uns schaffen«, sagt Mulu.

Die Mädchen und Frauen, denen die Flucht gelingt, sind zwischen 4 und 80 Jahren alt. Ungefähr die Hälfte ist minderjährig. Viele kommen mit Knochenbrüchen, manche mit Organversagen.

Viele seien mit HIV infiziert worden, so Mulu. Immer wieder hören sie hier Geschichten über Soldaten, die ihren Opfern erzählen, sie seien ausgewählt und nach Tigray geschickt worden, weil sie mit HIV infiziert sind. Auch das lässt sich schwer überprüfen. Mulu sagt: »Alle Opfer von Massenvergewaltigungen, die hier ankommen, sind HIV-positiv.« Die meisten Vergewaltigungen, sagt sie, seien Massenvergewaltigungen. Gruppen von bis zu 30 Soldaten fielen über die Frauen her. »Es gibt Fälle, da sind die Täter so zahlreich, dass die Frauen sie nicht mehr zählen können. Einmal wurde eine Gruppe von 15 Mädchen in einen Minibus verladen und in ein Militärcamp gefahren. Dort wurden sie von der ganzen Division vergewaltigt«, sagt Mulu mit leiser Stimme. »Über eine Woche lang.«

Die Täter, so Mulu, achteten darauf, die Opfer lange genug festzuhalten. So lange, bis das Zeitfenster für eine Notfall-HIV-Medikation sich geschlossen habe. So soll es bei den Nonnen in einem nahe gelegenen Kloster geschehen sein. Zehn Tage lang, so Mulu, sei eine der Schwestern von Soldaten vergewaltigt worden. Nun ist auch sie HIV-positiv.

»Oft zwingen sie die Familien zuzuschauen«, sagt Mulu. Mütter, Väter, Brüder. Teilweise brächten sie die Familien um.

Die körperlichen Verletzungen der Frauen, die sie behandle, sagt Mulu, seien schockierend. Regelmäßig führten die Täter den Frauen Müll oder dreckige Tücher ein. Einigen auch Säure. Mirjam van Reisen, die seit zwölf Jahren zu sexueller Gewalt in Eritrea forscht, sagt, sie kenne viele solcher Geschichte bereits: von Geflüchteten aus eritreischen Gefängnissen und Lagern.

Fast die Hälfte der Frauen, die zu Schwester Mulu kommen, seien schwanger. Die Betten im Krankenhaus voll von Frauen, die abtrieben. »Aber wir haben nicht genug Medikamente, weil sich die Regierung nicht um das Krankenhaus kümmert.«

Und auch schwangere Frauen würden vergewaltigt. »Danach schlagen die Soldaten ihnen mit Gewehrkolben auf den Bauch. Bis sie bluten und das Kind verlieren.« Die Vorsitzende eines Behindertenverbands berichtet davon, dass

auch behinderte Frauen immer öfter zu den Opfern gehörten.

»Es muss aufhören«, fleht Schwester Mulu. »Wir brauchen Frieden. Die Welt muss uns helfen.«